



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Verbeck, Otto: Marie Neander : Novelle. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wieder, und natürlich wiederholt sich auch eine Anzahl von Gedichten in beiden Anthologien. Die Sammlung Johansons weist aber auch einige neuere Namen auf, die sich nicht im Dichterbuche finden; von ältern treffen wir nur auf einen, der auch bei Grotthus nicht hätte fehlen sollen: auf den Eisleber Philipp Crusius, den deutschen Ahnherrn der esthländischen und schwedischen Familie von Krusenstierna (1595 bis 1676), den Führer der holsteinisch-gottorpschen Gesandtschaft nach Persien, der auch Fleming angehörte. Gleich Fleming wurde Crusius (Krusse) durch die Liebe zu einer Patrizierstochter von Reval in dieser Stadt zurückgehalten und stieg im Dienst der schwedischen Krone zum Statthalter von Esthland. Die übrigen Dyrker des Büchleins gehören alle dem neunzehnten Jahrhundert an, nur bei etwa sechs liegt das Geburtsjahr noch im vorigen Jahrhundert, unter den jüngern hebt sich auch hier R. M. von Stern bemerkenswert über alle andern empor. Die Gedichte gelten sämtlich baltischen Erinnerungen. Strand, Wald und Heide, die Türme von Riga und Reval, die Burgen von Wenden und Treiden, der Dom und die Universität von Dorpat, die Inseln und Klippen der Ostsee, Seen, Flüsse und Bäche des Landes spiegeln sich darin wieder. Wenn die Heimatliebe und Heimatsehn sucht auch Gelegenheitsgedichte, wie den „Prolog zur Eröffnung der Zeitschrift »Nordische Rundschau«“ oder ein „Festlied zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Libauer Sparkasse“ sammeln will, so ist das ihre Sache. Die Wirkung einer Anthologie wie diese wird ohnehin auf die engen Kreise beschränkt sein, die vielleicht mit Viktor von Andrejanoff singen und sagen:

Doch lieb ich meiner Heimat Erdenstolle,
 Lieb die Natur, in der erwacht mein Leben
 Und häng an ihr mit zartem Seelenbände;
 Italien, das duft- und farbenvolle,
 Würd ich dahin für eine Wiese geben,
 Für einen Wald an unserm Ostseestrande!



Marie Neander

Novelle von Otto Verbeek

2



räge schlichen die Stunden der nächsten Tage vorbei. In der kleinen Gartenwohnung an der Corneliusstraße ging es so still zu, wie immer. Marie hätte die farblose Gleichförmigkeit ihres Lebens nun schon gewöhnt sein können, denn nicht erst seit gestern saß ihr Vater den größten Teil des Tages drüben im Atelier, und nicht erst seit gestern blieb es ihrem Gutdünken überlassen,

womit sie ihre Zeit ausfüllen wollte. Sie war ja auch bisher gut genug damit fertig geworden. Jetzt aber, in der bitteren Not quälender Grübeleien, dehnten sich die Stunden, und vergebens suchte sie in anhaltender Thätigkeit sich selbst zu entgehen. Sie hatte viel zu wenig zu thun. Ihr kleiner Haushalt schuf nur geringe Mühe, und alles Herumräumen und Herumkrämen half ihr nichts. Immer war sie mit allem zu früh fertig. Immer wieder gab es lange Pausen, wo sie am Fenster stand und dem Stürmen des Frühlingswindes zusah, der die Büsche und Bäumchen des Gartens zausete. Grauer Himmel, Wolken, Dämmerungen am hellen Tage. Auf dem Tische lag aufgeschlagen ein Band Heyse. Lesen konnte sie nicht. Sie war nicht imstande, sich zu sammeln. Nach den ersten paar Zeilen wußte sie nicht mehr, was sie las. Alle Gedanken drehten sich in kreisendem Wirbel um einen Punkt. Auch die Musik hatte ihren trostvollen Dienst versagt. Wie manche Stunde des Tages verträumte sie sonst an ihrem geliebten Flügel! Auf alle Fragen hatten diese Töne bisher Antwort gewußt; aller Trübsinn war bisher in dieser wohligen Flut untergetaucht. Jetzt suchte sie auch hier vergebens nach Ruhe. Scharfstimmig, unmelodisch klang das eintönige Lied, das sie in fiebernder Rastlosigkeit unaufhörlich wiederholen mußte: Er hat mich gerichtet!

Er? Und wann? Vorgestern Abend? Und bis dahin war ihre Seele ruhig gewesen? Bis dahin hatte keine Furcht, keine Erinnerung ihren Frieden getrübt?

Sie hatte doch nicht etwa im Ernst daran gedacht, die Frau dieses Mannes werden zu können? Die Frau überhaupt eines Ehrenmannes? Oder hatte sie geglaubt, man könne einen braven Mann heiraten und ihm verheimlichen — o, wie sie ihn haßte, diesen Verderber, der ihre halbflüchtige Jugend gemordet hatte! Wie bitterlich sie ihn haßte, über das Grab hinaus! Nein, sie hatte nichts vergessen, nein, sie hatte es gewußt, daß sie sich mit jenem ersten, halb unbewußten, im Fluge genossenen Rausch um alle Blüten der Zukunft betrogen hatte. Sie hatte es immer gewußt. Aber in den friedlichen, ereignislosen Jahren, die jenem unheilvollen Florentiner Frühling gefolgt waren, war allmählich eine Art farblosen Gleichmuts als Widerspiel der stürmischen Verzweiflung über sie gekommen. Die Schatten schlichen abseits am Wege hin. Aber sie lernte mit der Zeit die Augen abwenden. Es wußte ja niemand, niemand von all den fremden Leuten — und sie wollte ja auch nur nippen von dem leichten Schaum, sich nur die Lippen neken, nichts weiter.

So konnte denn der eitle Vater in der Berliner Gesellschaft mit dem feinen, dunkeln „Correggioköpfchen“ Staat machen, und sie ließ sich lachend bewundern. Daß in diesem Lachen oft unbarmherzige Spottlichter funkelten, daß sie allen Huldigungen mit verständnisloser Miene auswich, daß sich keiner ihrer zahlreichen Verehrer auch nur eines Schimmers ihrer Gunst rühmen durfte — das alles gab ihr nur einen Reiz mehr. Sie hielt den Becher, sie

nippte am Schaum — war sie glücklich? hatte sie vergessen? Sie träumte es wenigstens. Aber es gab dunkle Nachtstunden, in denen Gespenster ihr beschattetes Angesicht über sie neigten. Mit dem Morgengrauen huschten sie in ihre Winkel zurück. Es wußte ja niemand —

Aber endlich — wann war denn das Verhängnis dieser großen, neuen — nein, dieser ersten wahrhaftigen Liebe über sie hereingebrochen? Unterthan war ihm ihre Seele vom ersten Augenblick an. Aber die langen, bangen Wochen hindurch am Krankenbett des Vaters hatte sie in ihm nichts andres gesehen als den Retter, dessen Segenshand den Schwerbedrohten am Rande des Abgrunds behütete.

Allmählich aber erklang aus dem Hymnus leidenschaftlicher, hingebungsvoller Dankbarkeit ein anderer Ton. Die Sorge um das bedroht gewesene Leben schwand, die Pflege des Genesenden spannte nicht mehr die Nerven auf die Folter, sie konnte auch wieder an andre Dinge denken. Und sie that es zu ihrem Unheil. Der zitternde Herzschlag, das selig beklommene Aufatmen begrüßte nicht mehr den in Not ersuchten Arzt, dem der Kranke nun schon mit einem vernehmlichen „Willkommen“ die Hand entgegenstreckte, es dauerte nicht lange, so war sie sich bewußt, daß sie diesen ernststen Mann liebte, daß ihres Lebens Seligkeit an einem freundlichen Blick seiner schweigsamen Augen hing, daß ein Tag, an dem er nicht kam, ihr die Einöde bedeutete.

Vergaß sie, daß diese Einöde ihr Los war? Vergaß sie den Fluch, der auf ihr lag? Ließ sie sich wirklich mit geschlossenen Augen steuerlos auf dem Strom ihrer Empfindungen treiben?

Nein, gewiß nicht. Aber wohin sollte sie flüchten aus der trostlosen Einsamkeit ihres stillen Zimmers, wo die Schatten nun aus allen Winkeln krochen, wo die Angst vor der Zukunft ohne den Mann, den sie anbetete, ihr das Herz versteinte? Warum sollte sie nicht in seiner Gegenwart Erquickung suchen, da er ja nichts von ihrem Leiden, nichts von ihrer hoffnungslosen Liebe erfuhr? Sie beherrschte sich ja so gut, und er hatte sich noch mit keinem Atemzug aus seiner unbefangnen Ruhe gerührt.

So gingen denn die Wochen dahin. Seine Besuche wurden mit der fortschreitenden Genesung des Vaters seltner, nahmen aber mit der Zeit die Art gemüthlicher Plauderviertelstündchen an. Auch als der alte Herr schon wieder an seiner Staffelei sitzen durfte, kam der Doktor, nachdem er ihn dort aufgesucht hatte, noch „auf einen Sprung“ zu ihr herein. Es schien ihm doch etwas zu fehlen, wenn er sie nicht auch gesehen hatte; denn als er sie einmal nicht antraf, kam er am nächsten Tage wieder: Ich wollte nur im Vorbeigehen sehen, was Sie machen. Was ist denn das? Das bin ich ja gar nicht gewohnt, daß Sie nicht zu Hause sind.

Dann hatte er mit etwas verlegnem Gesicht einen Beilchenstrauß vor sie hingelegt, seinen Hut genommen — adieu, auf Wiedersehen! — und war schnell

fortgegangen. Wenn er gesehen hätte, wie sie die Blumen in der Hand hielt, wie sie weinte, wie sie sie küßte!

Hatte sie sich doch langsam dahingleiten lassen? Hatte das Gift sie doch betäubt? Sie durstete so hin, von einem Tag zum andern — die Erinnerung schlief ein. So kam es, daß seine Vernichtungsworte sie wie Donnerschläge aufschreckten.

Wohin war sie geraten? Wie war das möglich gewesen? Und wie sollte sie sich nun wieder zurecht finden? Sie mußte von ihm los. Aber wie? Und war das Leben denn noch denkbar ohne ihn?

Sie stand noch immer am Fenster, die heiße Stirn an die Scheibe gelehnt. Ein bittres Schluchzen stieg in ihr auf. Es mußte möglich sein, sie hatte es ja vorher gewußt. Es waren ihre eignen Worte, die er ahnungslos wiederholt hatte. Aber wie den Abschluß machen, so, daß er nichts merkte? Reisen — das war das einzige. Der Vater mußte mit ihr fort, recht bald. Und dann — dann war ja alles von selbst erledigt, da seine ärztliche Thätigkeit ihr Ende gefunden hatte. Dann sah man sich einfach nicht mehr, dann war eben alles vorbei.

Drüben ging die Thür, es war Essenszeit. Der Vater kam über den Flur. Sie nahm sich zusammen.

Mir ist der Kopf nicht ganz geheuer, sagte der alte Herr bei Tisch. Du könntest hingehen und dir das Antipyrinrezept noch einmal unterschreiben lassen. Ich habe keine Pulver mehr.

Das beste wäre, wir machten eine kleine Reise. Was meinst du? Das würde dich gewiß auffrischen. Und mir selbst, das gestehe ich, wäre es auch nicht unlieb, ein bißchen herauszukommen.

Mädel, das ist noch lange nicht die dümmste Idee! Daß ich darauf nicht schon längst gekommen bin! Wollen den Doktor einmal fragen.

O, der ist sicher dafür. Er sagte neulich schon, daß dir eine kleine Reise sehr gut thun würde; wir sollten nur noch etwa vierzehn Tage warten. Das ist über eine Woche her, und wenn wir gleich mit Vorbereitungen anfangen, kommen wir doch nicht früher als nach reichlich acht Tagen fort. Was meinst du zu Baden?

Vorzüglich. Rede einmal mit ihm, wenn du nachher hingehst!

Du könntest ja auch schreiben und Lina hinschicken.

¿ wozu? Wir haben bisher alles mündlich besprochen. Geh nur zum Schluß der Sprechstunde hin, da brauchst du nicht so lange zu warten.

Gut, dann will ich hingehen.

Sa, sie wollte zu ihm gehen — zum Abschied. Ohne daß er eine Ahnung davon hatte, wollte sie von ihm Abschied nehmen, ihn noch einmal sehen, ihn noch einmal sprechen hören, ihm noch einmal die Hand geben. Das war doch nicht zuviel. Dieses letzte konnte sie sich noch gönnen.

„Weißt du — aber worüber denkst du denn so tiefsinnig nach?“

Nichts, nichts —

„Weißt du, fuhr er fort, daß mir der Doktor ordentlich fehlen wird?“

„Ja, das glaube ich.“

„Er ist nun über acht Tage nicht dagewesen. Man hatte sich ordentlich an ihn gewöhnt. Du auch.“

„O ja. Aber schließlich — wenn du nur gesund bist —“

„Natürlich, das ist die Hauptsache. Aber wer hindert uns daran, freundschaftlich mit ihm weiter zu verkehren?“

„Das wird nicht gehen, sagte sie hastig.“

„Warum denn nicht? Das sehe ich doch nicht ein!“

„Er hat nicht genug Zeit zu geselligem Verkehr. Bei seiner großen Praxis —“

„Ach was, er war doch bei Toni.“

„Das war eine Ausnahme.“

„So wird er bei uns auch eine machen. Wir wollen ihm ja keine Gesellschaften von achtzig Personen anthun. Ganz gemütlich soll er herkommen, einmal mit Langes, einmal ganz allein. Ihr musizirt, ich höre zu — was ist — wo rennst du hin?“

„Ach, ich hatte vorhin mit Lina — sie ging schnell hinaus.“

„Meander sah seiner Tochter mit einem verschmitzten Lächeln nach.“

„Dummes Ding, murmelte er vergnügt. Glaubt, ich durchschaute sie nicht. Brennt — brennt lichterloh. Und er auch. Brennen alle beide. Charmanter Kerl! Ich denke, er wird dem Hangen und Bängen nächstens ein Ende machen. Es sah mir neulich ganz darnach aus. Sehr angenehm! So kommt man endlich mit dem Mädel in Ordnung.“

3

Marie nahm das erste beste Buch zur Hand und setzte sich an den Mittelstisch. Die Sprechstunde nahte ihrem Ende. Es warteten nur noch zwei Parteien, eine Handwerkersfrau mit einem blassen kleinen Jungen und ein tief in seine Zeitung vergrabener Herr. Nichts rührte sich; nur hin und wieder bellte der Kleine mit einem harten, trocknen Husten auf, dann knisterte der Herr nervös mit seinem Blatt. Die Frau wischte mit ihrem Schawltuch dem Kinde übers Gesicht und sah sich verlegen um. Marie setzte sich nach einigen Minuten zu ihr:

„Was fehlt dem Jungen? fragte sie leise.“

„Ach, ich weiß selber nicht, gab die Frau seufzend zur Antwort. Es ist so wie so schon rein gar nichts mit ihm los, und nu kriegt er auch noch den ollen Husten.“

„Ist er schon lange in Behandlung?“

„Ne, wir sind erst das zweitemal hier.“

Na, dann warten Sie's ruhig ab, der Herr Doktor wird's schon machen. Ich woll', den kennen wir schon. Er war schon bei meinem Mann hinkommen, wie der von Bau is runtergefallen, un mein Mann sagt, ohne dem lag er auf'n Kirchhof. Nee, jut is er, allens, was recht is, un Wein hat er auch geschickt un Essen, un keen Geld hat er ooch nich jenommen, nee, sagt er, lassen Se man, davor bezahlen die Reichen mit.

Der Herr am Fenster ließ seine Zeitung sinken und sah scharf herüber. Sehr angenehme Mitteilung das, schnarrte er.

Marie hob flüchtig den Kopf und unterdrückte ein Lächeln.

Wie sind Sie denn an ihn gekommen? fragte sie, wieder zu der Frau zurückgewandt.

Was mein Schwager is, dem sein Freund wurde mal überjefahren, un da holten sie ihm, un denn machte er erst en Rotverband, un denn mußte mein Schwager ne Droschke holen, aber erster, un denn fuhr er mit ihn nach seine Wohnung, un mein Schwager mußte mit, von wejen raus un rein, un denn hat er geholfen ihm ins Bette bringen. Die Hose, die mußte er von des Bein runterschneiden, mit das verbundene Bein jing des nich, un denn hat er ihn nachher en abgelegten Anzuch jeschenkt, un wie des Bein heil war, da hat er jesagt, Geld nimmt er nich, es wäre ne sehr hibsche Wunde gewesen un hätte ihm sehr amisirt, un wie Lehmann denn sagte, das jinge nich, daß er für umsonst des allens jemacht hätte — wir wissen doch ooch, was anständig is —, denn hat Herr Dokter jesagt, denn konnte er ja mal jelejentlich en paar Sänge für ihm machen mit des heile Bein, damit wäre des jenug bezahlt, un denn wurde er richtig grob und sagte, er sollte nu machen, daß er rauskäme.

So. Und als Ihr Mann nun fiel, da ging Ihr Schwager hin und holte ihn?

Sewiß doch.

Das glaub ich, schnarrte wieder der mit der Zeitung.

Marie zuckte spöttisch die Achseln.

Adieu, gute Besserung, sagte sie endlich zu der Frau, als diese an der Reihe war. Bis der mißvergnügte Fremdling abgerufen wurde, blätterte sie wieder in den Büchern auf dem Tische. Dann blieb sie noch für einige Minuten allein. Fröstelnd schauerte sie zusammen. Die quälende Unruhe, die während der Unterhaltung eingeschlummert war, wachte wieder auf. Abschied nehmen, Abschied nehmen! Und daß er nichts merkte! Ruhig sein, heiter sein! Es mußte gehen. Sie hatten ja zu sprechen: der Vater — und die Reise — das Rezept unterschreiben. Sie fühlte in die Tasche. Und richtig, da war ja auch der komische Brief, den sie neulich schon für ihn bereit gelegt hatte. Das war sogar lustig, man hatte etwas zu lachen. Und dann wollte sie gehen — mitten in der Heiterkeit.

Sie wurde hineingerufen.

Bewundert, etwas besorgt kam er ihr mit ausgestreckter Hand entgegen.

Fräulein Marie? Ist bei Ihnen etwas — ist Papa nicht wohl?

Nicht doch. Sie hatte sich nun völlig in der Gewalt. Freundlich, gleichmütig erwiderte sie seine Begrüßung. Es ist nichts. Nur sein Rezept möchte er für alle Fälle noch einmal unterschrieben haben — hier — wenn Sie so gut sein wollten. Und dann soll ich Ihnen einen kleinen Plan zur Begutachtung unterbreiten.

Einen Plan? Aber warum stehen Sie denn? Er schob sie sanft an beiden Händen zum Sofa und zog sich seinen Arbeitsstuhl näher. Einen Plan? Heraus damit.

Wir wollen reisen, Papa und ich. Es müßte ihm doch jetzt gut thun, so in den Frühling hineinzufahren. Was meinen Sie zu Baden? Später könnte man ja weiter gehen, hinunter. Am Genfer See waren wir noch nie.

Ja ja, sagte er, nachdenklich vor sich niederblickend, dagegen ist nichts einzuwenden. Im Gegenteil, Baden ist gut. Vorläufig; das „Hinunter“ hört sich ja sehr unternehmend an. Sie scheinen da so eine monatelange Bummelei im Schilde zu führen.

Gewiß! Sie lächelte. Papa kann ja immer weg, wann er will und solange er will. Ob er hier malt oder in Nizza oder in Baden oder in — was weiß ich — ist ja ganz einerlei. Und neue Anregungen bekommt er noch obendrein. Und Sie selbst sagten ja neulich: eine Reise muß nun das Siegel daraufdrücken; wenns schön wird, muß er ein bißchen hinaus. Nun, jetzt wirds ja schön.

Er sah sie an. Das ist ja ganz gut. Aber er hat auch genug, der Papa, wenn er sechs bis acht Wochen im Grünen herumspaziert ist. Dann könnten Sie ruhig wiederkommen. Sie werden mir —

Nun, das findet sich dann alles — unterbrach sie ihn hastig und senkte die Augen. Sie werden mir fehlen — hatte er das sagen wollen?

Ein paar Atemzüge lang schwiegen beide. Dann zog sie schnell ein Blatt aus der Tasche.

Ich hab Ihnen etwas mitgebracht, sagte sie wieder lächelnd. War übrigens unsre alte Köchin neulich bei Ihnen?

Sowohl. Gleich nach meiner kleinen Reise. Sie hatte was am Fuße. Ihr Schwager, der Schuster, den ich auch behandelt habe, hatte sie mir geschickt. Ein kurioses altes Gestell! Sie betonte noch besonders, daß sie Sie oder den Papa nicht um eine Empfehlung hätte angehen wollen.

Schon richtig, lesen Sie hier den Brief. Auf der Rückseite hat sie ihre Markteinkäufe vermerkt, so kam er mir in die Hände. Ich fand ihn in ihrem Korb und hab ihn geschwind geräubert, hier! Er ist ein bißchen zerknittert.

Der Doktor trat ans Fenster und laß.

„Liebe Schwägerin, Er ist nu wieder da. Ich solte dir doch melden wenn Er wieder da wäre ich habe mir erkundicht. Er ist also wieder da. Geh du nu man hin bei Ihn er wirt dir schon Helfen. Er kann alles. Er ist gut, wie der liebe Gott. Ich sage immer wie der Heiland aber meine Frau will des nicht von wegen des Ende. Aber Gehorchen mußt du Ihn denn daß kann er nicht Leiden sonst Schmeißt Er dir raus. Es grüßt dein Schwager

Gottlieb Lehnert.“

Marie hatte strahlend das Gesicht des Lesenden beobachtet, und als er lachend und kopfschüttelnd den Zettel sinken ließ, rief sie: Nun, was sagen Sie? Ist das nicht ein kostbares Schriftstück? Schade, daß ich mirs nicht im Original aufheben kann. Ich muß es ihr wieder zustecken. Vorher aber schreib ich mirs ab.

Das werden Sie hübsch bleiben lassen, sagte er, schon wieder ernst, wie kann man von solchem Unsinn soviel Aufhebens machen!

Das ist doch kein Unsinn! Übrigens finde ich das reizend: aber meine Frau will das nicht, von wegen des Ende —

Kommen Sie, kommen Sie, unterbrach er sie, sprechen wir von was Gescheitem.

Sie erhob sich. Das Gescheiteste ist, daß ich jetzt gehe. Sie haben zu thun, Sprechstunden sind keine Plauderstunden.

Er war zu ihr getreten und ergriff nun ihre Hand. Seien Sie einmal recht nett und lieb, und laufen Sie nicht fort. Sie wissen ja, daß niemand mehr im Wartezimmer sitzt. Machen Sie mir die Freude — ich möchte Ihnen so gern einmal meine Kinder zeigen. Kommen Sie auf ein paar Minuten mit hinein, ja?

Sie wurde glühend rot und atmete beklommen. Ja, sagte sie dann rasch, das will ich. Zeigen Sie sie mir.

Danke. Er drückte schnell und heftig ihre Hand. Kommen Sie, ich gehe voran.

Sie folgte ihm durch das dämmerige Speisezimmer. Vom Flur aus betraten sie dann ein freundliches, großes, helles Gemach, in das die Abendsonne noch schräg hereinschien. In der Mitte stand ein langer, breiter Tisch, auf dem Spielzeug ausgekramt war. Zwei kleine Mädchen hockten knieend auf ihren Stühlen. Ein hoher Turm von Bausteinen schien eben die letzte Weihe zu empfangen.

Sophie, sagte der Doktor beim Eintreten zu einer weißhaarigen Frau, die mit ihrem Strickzeug daneben saß, hast du wohl noch öppes guts für uns zu knupfern?

Während die Alte mit einem stummen Gruß für Marie und einem Gemurmel, das wie Frili, frili! klang, hinaushuschte, trat er zu den Kindern, die verlegen im Spiel innegehalten hatten.

Na, mein kleines Gefindel? Nun kommt einmal her und sagt der Tante guten Tag. Sie ist eine neue Tante, aber eine sehr liebe Tante. Hier setzen Sie sich her, Fräulein Marie. Geh, Josephe, bring mir auch einen Stuhl. So ist's recht. Was denn, Breneli? Ach, warum nicht gar!

Er nahm aber doch das kleine Ding, das die Arme nach ihm ausstreckte, auf den Schoß und zog dann mit der freien Hand die andre nahe zu sich.

Sehen Sie, fuhr er fort, das sind wir nun, wir drei zusammen. Das hier ist meine große Tochter, schon ganze sechs Jahre alt, meine Verständige, Brave. Sie kann dem Schwesterchen schon die Schürze an- und ausziehen und die Serviette umbinden. Nicht wahr? Zum Herbst kommen wir in die Schule; so lange wird noch gefaulenzt. Der Sommer soll noch einmal gründlich mitgenommen werden. Finden Sie sie auch mir ähnlich?

Schr. Sie hatte noch kein Wort gesprochen. Ihre Stimme klang heiser. Wie er da vor ihr saß, die beiden Kinder im Arm! Wie das ernst träumerische, von braunem Haar umrahmte Gesichtchen sie ansah! Wie das Köpfchen der Kleinen sich an seine Schulter schmiegte, während seine Hand die blonden Flimmerlocken streichelte.

Sie sind ganz verschieden.

Sa, vollständig. Sie haben sich in ihre Vorbilder geteilt. Das Breneli hat sich an seine Mama gehalten. Vielleicht nur mir zum Trost. Darum habe ich es auch nach ihr genannt, als sie uns damals allein ließ — zum Andenken.

Seine Blicke gingen nach der Wand hinüber. Da, sagte er, sie ist der Schutzengel geblieben in der Kinderstube.

Marie wandte sich hastig um, stand dann auf und trat zu dem lebensgroßen Bilde. Das also war sie. Hatte er sie wohl sehr geliebt? Und sie ihn? Eine frohe Helligkeit ging von der lichten Gestalt aus. Sonnenstrahlen schimmerten in dem gewellten, blonden Haar, Sonnenstrahlen leuchteten aus den blauen Augen. Ein großer Künstler mußte dieses rosige, friedliche, liebe Gesicht in einer Feiertagsstunde gesehen haben. Was hielt sie da in der Hand auf dem Schoße? Ein kleines Kinderstrümpfchen. Spielzeug und Blumen lagen verstreut auf dem Tisch, an den ihr anderer Arm sich lehnte.

Der Maler hat sie an ihrem eigentlichen Platz zuerst gesehen, sagte Weber, der mit Breneli auf dem Arm zu ihr getreten war, in der Kinderstube, und so hat er sie dann gemalt. So hat sie ausgesehen, ganz genau so, mein braver Kamerad, unser Mutterli. So stehts auch auf ihrem Grabstein: Unser Mutterli, nichts weiter. Denn das war sie. Liebe, Liebe, echte Frauenliebe, mütterliche Liebe durch und durch. Keiner weiß, wer da schläft, als wir. Denn keiner hat wissen können, wie sie war, als wir, denen sie gestorben ist. So braucht's auch keinen Namen. Wir — sag ich übrigens. Meine armen Kinder haben ihr bestes verloren, ohne es zu wissen. Sie wuchsen auf,

ahnungslos, daß ihnen die eigentliche Sonne fehlt. Das war es auch, was ihr das Sterben so schwer machte, sie wäre so gerne noch geblieben. Sie hatte noch so viel zu thun, Josephe war doch erst drei Jahre alt. Und das arme Kleine, das sie kaum gesehen hatte! Sie konnte ja die Arme nicht mehr heben, um es ans Herz zu drücken. Und wie sie flüsterte: Halt mirs her, einmal nur küssen, und ich ihr dann das winzige Ding da an die Lippen hielt! Nachher legt ichs ihr in den Arm, daß sie doch fühlte, sie hätte es, und Josephe in den andern, die war nur froh, daß sie zu ihrem Mutterli durfte. Und so schlief sie ein — lächelnd, friedlich. Er wandte sich um und ging, immer die Kleine im Arm, einigemal auf und ab.

Fliegen, Papali, fliegen! bat das Kind. Und er ließ es „fliegen,“ daß es jauchzte.

Marie stand unbeweglich, die Augen auf das sonnige Gesicht geheftet. So hatte er sie geliebt! Konnte er darnach eine andre — kann er diese hier jemals vergessen? Aber er soll ja auch nicht —

Weber kam zu ihr zurück. Hier, sagte er, auf eine breite Blumenvase deutend, die auf einer Konsole zu Füßen des Bildes stand, ganz mit Rosen gefüllt, ihre Lieblingsblumen. Die bringen wir ihr. Immer hat sie frische, im Winter, wenn sie schwer zu haben sind, manchmal nur eine, zwei. Jetzt giebt's schon mehr, im Sommer aber, da hat sie eine Fülle. Auf ihrem Grabe blühen sie auch, zu Häupten ein mächtiger Strauch, und eine ganze Hecke von Kletterrosen wächst am Gitter rings herum.

Da ging die Thür auf.

Aha, sagte der Doktor, aber jetzt!

Ei, Altata! jubelte Breneli, mit den Beinchen zappelnd. Er setzte sie hinunter, und beide Kinder musterten strahlend die große Platte mit allerlei guten Sachen, die da auf den Tisch gesetzt wurde.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Steuerfragen. Herr Miquel kann sich nicht über den Mangel an hilfsreichen Händen und Köpfen beklagen, und da er in der nächsten Parlamentskampagne wieder eine Tabaksteuervorlage einzubringen gedenkt, so werden ihm die Broschüren, die für seine vorige geschrieben worden sind, noch nützlich sein. Recht hübsch abgefaßt ist: Die Cigarre auf dem Altar des Vaterlandes. Von Dr. jur. Frankensundern. (Frankfurt a. D., Hugo Andres.) Selbstverständlich ist nicht gemeint, daß die deutschen Männer aus Liebe zum Vaterlande das Rauchen sein lassen, sondern daß sie trotz Steuer zu rauchen fortfahren sollen. Wir haben per-